

Die Zeit der hellen Nächte

Leseprobe

Der Verdacht

Ich weiß nicht, wann in mir zum ersten Mal diese sonderbare Vermutung auftauchte. Diese fixe Idee, oder besser: dieser fatale Verdacht, der sich in meinem Bewusstsein festsetzte, wo er im Laufe der Zeit zur Gewissheit wurde.

Es ist schon eine ganze Weile her - Jahre, um genau zu sein. Vielleicht sieben Jahre, vielleicht auch zehn? Jetzt bin ich 17.

Mit meinem Zeitgefühl gibt es da eine Merkwürdigkeit. Ich kann mich nicht meiner einzelnen Geburtstage entsinnen! In meiner Erinnerung gibt es zwar verschiedene Geburtstage, aber ich kann mich nicht an mein jeweiliges Alter erinnern.

Ich sehe Kinderfeste vor mir, Freundinnen an einer langen Kaffeetafel, Spiele im Garten und Toben durchs Haus. Ich sehe mich in kurzen Röckchen, längeren Röcken, langen Hosen. Mal mit kurzem Haar, dann mit Zöpfen oder auch mit Pferdeschwanz. Die Gesichter der Kinder an der Kaffeetafel wechseln, verändern sich, die Spiele auch. Andere Spiele, andere Gesichter, andere Kaffeetafeln. Und nie weiß ich in der Erinnerung, wie alt ich gerade geworden bin.

Dieses Kind, das kleine Mädchen in meiner Erinnerung, ist stets alterslos – ganz gleich wie groß es ist, oder welche Frisur es trägt.

Nun zu der seltsamen Idee, die mir eines Tages in den Kopf kam. Ich war vielleicht acht oder neun Jahre alt. Es geschah am Anfang eines Sommers. Da tauchte der verrückte Gedanke in mir auf: Mein Vater ist gar nicht mein Vater!

Ich erinnere mich an ein Gespräch, das ich belauschte. Dieses Gespräch schien plötzlich die Erklärung für so vieles zu sein, was ich bis dahin nicht verstand. Bis zu diesem Tag hatte es mitunter Ungereimtheiten, unverständliche kleine Erlebnisse, gegeben, die mir nach diesem Gespräch auf einmal logisch erschienen. Als hätte sich eines zum anderen gefügt, und alles zusammen ergäbe nun ein vollständiges Bild. Eine einzige richtige Erklärung für alles, was mir bis dahin unbegreiflich und rätselhaft erschienen war. Von da an überfiel mich von Zeit zu Zeit schlagartig ein Gefühl von Unwirklichkeit, als würden Körper und Geist unabhängig voneinander existieren.

Es ist ein warmer Sommerabend. Ich komme vom Spielen heim. Es ist nicht spät. Ich habe noch Zeit bis zum Abendessen. Der Rasen vor dem Küchenfenster ist frisch gemäht. Es riecht nach Gras und Erde. Das Küchenfenster steht weit offen. Die weiße Gardine weht leicht im Wind. Ich setze mich auf die Bank und lehne mich an die sonnenwarme Ziegelwand.

Gedämpfte Stimmen aus der Küche dringen zu mir heraus. Sie machen mich stutzig.

Es sind die Stimmen der Eltern, aber sie klingen anders als sonst. Zunächst begreife ich gar nicht, wovon sie reden. Es klingt irgendwie beängstigend, und in der Stimme der Mutter schwingen Tränen.

Es war doch bisher alles gut, sagt der Vater. Warum sollte es nicht so bleiben. Haben wir sie nicht immer geliebt, als ob sie unser gemeinsames Kind wäre?

Ich drücke den Hinterkopf an die warme Hauswand, blinze in die rötliche Abendsonne und versuche, den Sinn des merkwürdigen Gesprächs zu begreifen. Schließlich verstehe ich doch eines:

Sie reden über mich. Aber es klingt, als ob diese Worte nicht für mich bestimmt sind.

Ich kauere auf der harten Holzbank und verstehe die Welt nicht mehr.

Was bedeutet das: wir haben sie geliebt, als ob sie unser gemeinsames Kind wäre? Bin ich es denn nicht? Aber wie ist das möglich?

Verschwommen entsinne ich mich des Gefühls, das da in mir hoch kriecht: eine diffuse Mischung aus Ratlosigkeit, Schmerz und Angst – ja, auch Angst ist dabei. Als ob das feste Gefüge meines Lebens auf einmal auseinander zu brechen droht.

Mir ist, als ob alles Blut aus meinem Kopf weicht und irgendwo in meinem Körper versickert, wie Sand, der aus der oberen Hälfte eines Stundenglases zu Boden rieselt.

Ich verkrampfe die Finger im Schoß und kämpfe verzweifelt gegen die Tränen: Ich werde nicht weinen, ich werde nicht weinen. Mein Gesicht ist verzerrt vor Anstrengung.

Was ist mit mir geschehen? Mit meinem Leben, meiner Welt?

Dieses Kind Rebecca, das hier draußen im harmlosen Abendsonnenschein sitzt, ist nicht das Kind der beiden da drinnen? Nicht ihr **gemeinsames** Kind! Das kann nur eines bedeuten: Eines von beiden ist nicht mein wirkliches, richtiges Elternteil.

Aber wer ist es?

Urplötzlich weiß ich es: der Vater ist es. Der Vater ist nicht mein richtiger Papa. Auf einmal ist alles so klar. So deutlich und sonnenklar. Viele Dinge, die bisher merkwürdig und rätselhaft schienen, finden nun ihre Erklärung.

Ich sehe den Vater vor mir, wie er sich am Abend über mein Bett beugt, um mir Gute Nacht zu sagen. Er streicht mir übers Haar, aber er gibt mir keinen Gute-Nacht-Kuss, wie die Mutter es tut. Ich erinnere mich an die vielen Male, wenn ich als ganz kleines Mädchen zu ihm auf den Schoß kletterte, ihm die Arme um den Hals legte. War er nicht immer ganz schnell und verlegen dabei gewesen, meine Arme von seinem Hals zu lösen?

Wie oft hatte ich mit ihm herum toben, mit ihm spielen wollen. Und meistens wehrte er mich ab. Stets mit einem seltsam verlegenen Ausdruck im Gesicht. Manchmal gab er sich einen Ruck. Dann zwang er sich, mir den Arm um die Schultern zu legen, mich an sich zu ziehen. Einen winzigen Augenblick nur, schon ließ er mich wieder los.

Oh ja, er gab sich auch Mühe. Vielleicht hatte die Mutter ihn ermahnt, dem kleinen Mädchen doch ein wenig mehr Zärtlichkeit zu zeigen. Und er bemühte sich. Aber das kleine Mädchen spürte sehr deutlich mit dem Instinkt eines empfindsamen Kindes, dass er sich dazu überwinden musste.

Dann sein seltsamer, forschender Blick, der mir mitunter folgte. Als beobachtete er mich, um etwas ganz Bestimmtes heraus zu finden. Vielleicht eine Ähnlichkeit mit meinem richtigen Vater zu entdecken? Oder um auf diese Weise dahinter zu kommen, wer es denn sein könnte? Hat er nie erfahren, wer es ist?

Im Laufe der Jahre hat mich dieser Verdacht, er sei nicht mein richtiger Vater, stets begleitet. Was heißt Verdacht? Es ist für mich ja längst zu einem Wissen geworden. Nur habe ich nicht ständig und Tag für Tag daran gedacht. Ich war ein Kind, das älter und größer wurde. Ein sehr sensibles Kind, das auch Anderes zu denken und zu verkraften hatte. Es gab stets vieles für mich, was ich bedenken und verarbeiten musste: Mich selbst, meine Freundinnen, die Schule, meine ganze Umwelt, all das, was um mich herum geschah. Und die Ehe meiner Eltern.

So war ich damals, und so bin ich noch heute.

Ich lebte also mit diesem Wissen, ohne ständig darüber nachzugrübeln. Es gab Zeiten, da schien es

fort zu sein, als hätte ich es vergessen. Oder in den tiefsten Winkel meines Geistes zurück gedrängt. Einfach ausgeblendet, ganz unbewusst. Ich weiß es nicht. Heute ist mir das immer noch nicht ganz klar.

Dann wieder war es da - irgendwo aus dem Hintergrund meines Bewusstseins war es aufgetaucht. Ich erinnere mich, dass ich Mama einmal danach fragte.

Ist Papa nicht mein richtiger Vater? sage ich. Völlig entgeistert und erschrocken blickt sie mich an.

Wie um Himmels willen kommst du darauf? bringt sie schließlich hervor. *Natürlich ist er dein richtiger Vater. Schlag dir nur solche dummen Gedanken aus dem Kopf.*

Sie schafft es, mich zu überzeugen. Ich glaube ihr. Sicher habe ich mich damals an jenem Sommerabend am Küchenfenster verhöhrt. Oder etwas missverstanden. Es ist ja nun eine Weile her, und in der Erinnerung ist manches ganz anders.

Mit der Zeit jedoch kam er wieder, dieser Verdacht, wurde zu einem festen Bestandteil meines Bewusstseins. Ich begann mehr und mehr darüber nachzugrübeln. Zu beobachten. Mir fiel wieder auf, wie zurückhaltend mein Vater stets zu mir war. Wie vorsichtig und geradezu ängstlich darauf bedacht, mir nicht zu nahe zu kommen. Ich konnte es ihm nicht verdenken, ich verstand es sogar. Schließlich musste er mit dem lebenden Beweis für die Untreue seiner Frau unter einem Dach leben. Trotzdem fühlte ich mich zurück gewiesen, und es tat weh.

In jener Zeit hatte ich diesen Albtraum, den ich nie vergessen werde. Meine Schreie in den frühen Morgenstunden hallten wie Schockwellen durch das ganze Haus.

Im Traum irre ich wie eine Verrückte durch eine düstere, unheimliche Landschaft. Ich suche ihn, meinen Papa. Er ist verschwunden. Einfach fort, ohne Abschied. Ich haste durch einen pechschwarzen Tunnel, der kein Ende nehmen will. Und ich habe Angst. Unglaubliche Angst. Angst davor, was in dieser schaurigen Dunkelheit um mich herum auf mich lauern könnte. Und noch viel mehr Angst davor, dass ich ihn nicht finden werden. Ihn, meinen Papa. Dann sehe ich ein kleines Licht da vorn am Ende des Tunnels. Ich schreie und renne schneller. Schreie und laufe und kriege die Füße auf einmal nicht mehr vom Boden hoch. Irgend etwas scheint sich wie Fallstricke um meine Beine zu winden.

Ich erwache von meinen eigenen Schreien, die beide Eltern auf den Plan gerufen haben.

Ich reiße die Augen auf und erblicke in der Tür die verschwommene, zerzauste Gestalt meines Vaters, den das Flurlicht wie einen Heiligenschein umgibt. Dann ist Mama da, hält mich im Arm, streicht mir übers Haar. *Es ist ja alles gut. Das war nur ein Traum. Ein dummer Albtraum.*

Ich hocke im Bett, schweißnass und verstört, noch zucken Fetzen der Bilder meines Traums durch mein Hirn. Mama streicht mir über den Rücken, Papa steht neben dem Bett und hält meine feuchte Hand. Allmählich verblassen die Bilder, und nur ein schmerzhaftes Gefühl von Trauer bleibt zurück.

Ich packe die Hand meines Vaters und halte sie ganz fest. Erstaunt blickt er auf mich herunter.

Ich habe geträumt, du wärst verschwunden, sage ich zu ihm und spüre die Tränen auf meinem Gesicht.

Aber nein, stottert er verlegen. *Wie kommst du nur darauf. Es ist ja alles in Ordnung.*

Ja, es war doch alles in Ordnung. Papa war da, und alles war nur ein Traum. Aber als ich dann wieder allein in meinem Zimmer lag und an die Decke starrte, dachte ich: Warum – warum hat Papa mich nicht auch in den Arm genommen. Warum ist es zwischen uns so schwierig?

Mama und ich – das war etwas ganz Anderes. Wir liebten uns zärtlich, waren eine Einheit, die den

Vater draußen ließ. Ich habe das oft bedauert, denn ich liebte ihn auch. Sehr sogar. Ich erinnere mich gut daran, wie sehr ich mich als kleines Mädchen um seine Gunst bemühte. Was ich mir alles ausdachte und unternahm, um mir seine Liebe zu sichern.

Und doch gab es auch die anderen Zeiten. Zeiten, in denen er nicht so verschlossen und abweisend mir gegenüber war. Besonders als ich älter wurde. Da hatten wir mitunter gute Gespräche, und zwischen uns entstand so etwas wie eine liebevolle Kameradschaft. Ich spürte, dass er mich mochte und sich um mich sorgte. Und dafür liebte ich ihn umso mehr.

Obwohl ich eine Zeitlang oft über „Mutters Untreue“ nachdachte (denn so muss es ja gewesen sein, wenn ich das Kind eines anderen Mannes bin), konnte ich ihr doch nicht böse sein. Zwar spürte ich dann so etwas wie Mitleid mit meinem Vater, aber keinerlei Wut oder Ärger über meine Mutter.

Wer weiß, wie damals alles war. Ich sagte mir, dass ich es nicht beurteilen konnte. Es war ein Geheimnis für mich. Und nicht nur für mich. Wer mochte davon wissen?

Je älter ich wurde, desto stärker wuchsen meine Neugier und der Drang, diesem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Heraus zu finden, was sich damals zugetragen hatte.

Ich stand vor dem Spiegel und studierte meine Züge. Ich entdeckte weder Ähnlichkeit mit meiner Mutter, noch mit meinem Vater. Aber ich glaube, das ist immer schwierig. Das sehen wohl nur andere. Ich jedenfalls sah nichts. Ich erblickte dort im Spiegel nur Rebecca, das Mädchen, das ich war und bin: ein schmales, sonnengebräuntes Gesicht unter kurzem schwarzem Haar, dunkle Brauen über braunen Augen, hohe Wangenknochen und ein voller Mund. Mein Haar ist erst seit dem Herbst so kurz. Im Sommer war es noch eine wilde lange Mähne.

Ich fand, ich könne ohne weiteres von Zigeunern abstammen, mit diesem dunklen Teint und den dunklen Farben. Jedenfalls habe ich mir so ähnlich immer die Zigeuner vorgestellt. Sekundenlang kam mir sogar der Gedanke, ich könnte tatsächlich ein Zigeunerkind sein. Vielleicht haben die Eltern mich eines Tages vor ihrer Türschwelle gefunden. Es kommen ja immer mal Zigeuner vorbei und lagern vor der Stadt.

Dann aber verwarf ich diese dummen Spinnereien.

Ich ging zu meiner Mutter und fragte sie aus.

Woher kommen meine braunen Augen, wollte ich wissen. Deine Augen sind grau und deine Haare blond. Und Vater hat blaue Augen.

Mama runzelte die Stirn und blickte mich forschend an.

Dann sagte sie: *In der Familie Gerlach, also die Familie, der ich entstamme, gibt es graue und braune Augen, und alle haben blondes Haar – so wie ich. In Vaters Familie, der Familie Engelbrecht, haben fast alle blaue Augen und dunkles Haar. Zufrieden?*

Ich dachte einen Augenblick darüber nach.

Also habe ich die braunen Augen aus der Familie Gerlach.

Diese Sache hatte sich also geklärt. Und was bewies das nun? Rein gar nichts. Oder jedenfalls nur, dass ich aus der Familie meiner Mutter stammte, aber das hatte ich schließlich schon vorher gewusst.

Was hatte ich denn erwartet? So würde ich nicht hinter das Geheimnis meiner Abstammung kommen, das wurde mir klar. Da musste ich schon anders vorgehen, aber wie?

Wie sollte ich herausfinden, welche Männer vor meiner Geburt im Leben meiner Mutter eine Rolle gespielt hatten?

Ein Tagebuch gab es nicht, und die Eltern meiner Mutter kannte ich nicht. Wenn ich es recht bedachte, kannte ich überhaupt niemanden von der Gerlach-Familie. Die Verbindung zu ihnen war vor meiner Geburt abgebrochen. Ich hatte nie erfahren, warum. Schlagartig wurde mir das in diesem Augenblick klar. Noch ein Geheimnis!

Warum hatte ich nie darüber nachgedacht? Schließlich ist es doch durchaus nicht normal, dass es zu den Großeltern der Mutter keinerlei Verbindung gibt!

Wie seltsam, all diese Geheimnisse. Ich war ja geradezu von Geheimnissen umgeben.

Die Eltern antworteten mir ausweichend. Es habe Meinungsverschiedenheiten mit den Großeltern Gerlach gegeben, die in einen bösen Streit ausarteten. Das war das Ende der Beziehungen.

Mehr erfuhr ich nicht.

Es war aussichtslos. Ich kannte niemanden, der mit mir über diese Sache reden wollte. Ich konnte das Ganze wohl vergessen. Würde ich also nie erfahren, wer mein richtiger Vater war? Oder war mein Verdacht eben doch eine fixe Idee von mir? Eine Fata Morgana, eine Einbildung meiner ausgeprägten Phantasie. Schließlich hatte ich die schon immer besessen.

Jenes Gespräch lag nun so viele Jahre zurück. Wer weiß, worum es damals gegangen war? Worte, die eine völlig andere Bedeutung beinhalteten, als ich ihnen zugeordnet hatte. Mein kindlicher Kopf mit den verrückten Phantasien darin hatte sich womöglich das belauschte Gespräch zu etwas völlig anderem zurecht gedreht, als es wirklich war.

So muss es sein, sagte ich mir energisch, und beschloss, diese Sache endgültig ad acta zu legen. Was sollte das Ganze auch? Wem sollte es nützen? Ich war und bin das Kind meiner Eltern, und damit basta!

So mein fester Entschluss.

Der fatale Verdacht jedoch ist hartnäckig. So schnell lässt er sich nicht beiseite drängen. Schon bald kriecht er aus seinem Versteck hervor und streckt erneut seine Fühler aus.

Und ich vernehme sein hämisches Wispern: *Haben wir sie nicht geliebt, als ob sie unser gemeinsames Kind wäre? unser gemeinsames Kind ... **gemeinsames Kind***

Und nun weiß ich: Es ist doch wahr. Genau diese Worte waren es. Jahre hin oder her, Phantasien hin oder her. Genau diese Worte habe ich gehört. Ich bin ganz sicher.

Und passt dieses andere Geheimnis nicht vielleicht auch dazu? Dieser endgültige Bruch zwischen den Gerlachs und den Engelbrechts? Auf irgend eine Weise hat auch er damit zu tun.